

Einführung in den Tag

Dr. Nicola Schuldt-Baumgart

Ich möchte Sie ganz herzlich begrüßen. Ich freue mich, dass unsere Veranstaltung auf so große Resonanz gestoßen ist.

Wir haben unsere Veranstaltung „Wandel gestalten, Wandel begleiten: Die Rolle von Wissenschaft und Kommunikation“ genannt. Das ist ein sehr weites Feld. Dennoch haben wir uns bewusst für diese weite Rahmung entschieden, um möglichst viele Interessierte anzusprechen und ganz unterschiedliche Perspektiven einbeziehen zu können.

Aber natürlich war es nicht möglich, allen Perspektiven gerecht zu werden. So verdient beispielsweise die Rolle der Medien und des Wissenschaftsjournalismus noch einmal ein ganz eigenes Format. Für diejenigen unter Ihnen, die diesen Komplex hier vermissen: Das ISOE veranstaltet dazu Ende Februar in Frankfurt eine Podiumsdiskussion, Sie finden Flyer dazu hier im Haus. Unser Tagungsthema – es berührt auch die Frage nach dem Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft in einer Zeit, in der immer häufiger von einer Vertrauenskrise zwischen Wissenschaft und Gesellschaft die Rede ist. Diesem Thema haben wir am gestrigen Abend eine Podiumsdiskussion gewidmet, die sehr aufschlussreich, in Teilen auch kontrovers verlief. Für diejenigen, die nicht dabei sein konnten, wird meine Kollegin Alexandra Lux Ihnen gleich im Anschluss eine Zusammenfassung der zentralen Ergebnisse der Diskussion vorstellen.

Worum geht es heute? Warum ist es wichtig, sich die Rolle von Wissen, Wissenschaft und Kommunikation genauer anzuschauen, wenn es um das Themenfeld der nachhaltigen Entwicklung geht? Einige Gedanken zu dieser Frage möchte ich in den folgenden Minuten gern mit Ihnen teilen.

Beginnen möchte ich mit dem Begriff des Wandels oder der Transformation, wie er in der Nachhaltigkeitsforschung verwendet wird. Lassen Sie mich dazu einen kurzen Blick zurückwerfen in das vergangene Jahr: Mitte Dezember endete die 24. Konferenz der

Vertragsstaaten der UN Klimarahmenkonvention. Erstmals traf sich die Staatengemeinschaft 1995 in Berlin. Seitdem sind die weltweiten CO₂-Emissionen um 60 Prozent gestiegen, mehr als eine Milliarde Autos wurden gebaut und die Zahl der Flugpassagiere hat sich verdreifacht. Und: Das Jahr 2018 wird als das bislang wärmste Jahr in die Geschichte eingehen.

Wie kann das sein? Warum gelingt es uns nicht, unsere Gesellschaft nachhaltiger zu gestalten, obwohl längst eine Vielzahl von Forschungsergebnissen zeigen, wie es gehen kann? Ich bin mir bewusst, dass diese Frage nicht neu und schon gar nicht originell ist. Sie und ich, wir stellen uns diese Frage vermutlich regelmäßig. Wirklich zufriedenstellende Antworten haben wir bislang nicht, aber eine ganz Reihe von Teilantworten, denen wir heute im Laufe des Tages nachgehen wollen.

Eine erste Teilantwort lautet aus meiner Sicht: Wir wissen, dass wir Dinge verändern müssen, aber wir haben sehr unterschiedliche Vorstellungen über die konkrete Umsetzung. Es fehlen konkrete Bilder, die verdeutlichen, was das Ziel der Reise ist. Deutlich wird das etwa bei der Energiewende, die in der Bevölkerung eine breite Zustimmung genießt. Die aktuelle Akzeptanzumfrage der Agentur für Erneuerbare Energien (AEE) zeigt, dass 93 Prozent der Befragten einen stärkeren Ausbau der regenerativen Energien in Deutschland befürworten. Wenn es jedoch um konkrete Maßnahmen geht, zeigt sich ein anderes Bild.

Denn Transformation steht – wenn wir es ernst meinen – für einen fundamentalen Wandel unserer Gesellschaft und ihrer Institutionen und Prozesse. Noch können wir diesen Wandel gestalten! Aber dafür müssten wir festlegen, in welche Richtung, in welcher Tiefe und Dauer wir die Veränderungen angehen wollen – wissend, dass es sich hierbei um Jahrzehnte dauernde Prozesse auf allen Ebenen unserer Gesellschaft handelt.

Die Strategien müssen in den jeweiligen Transformationsfeldern eingebunden werden in die politischen, ökonomischen und kulturellen Bedingungen und Machtverhältnisse

in unserer Gesellschaft. Und Sie müssen – das ist aus meiner Sicht ein ganz wichtiges Ziel – in ein klares, Orientierung bietendes Bild übersetzt werden. Erst dann ist es für jeden und jede einzelne möglich, die Fragen zu beantworten: Was bedeutet das für mich? Finde ich das gut? Mache ich mit?

Um es konkret zu machen: Welche ökonomischen Folgen beispielsweise die Transformation der Automobilindustrie nach sich zieht, hat im Dezember vergangenen Jahres das Schweizer Prognos Institut errechnet: Unsere Wirtschaft wäre selbst ohne die großen Autohersteller nicht am Ende. Selbst im für die Automobilindustrie ungünstigsten Szenario würde die gesamtwirtschaftliche Wertschöpfung lediglich um 4,6 % sinken. Solche anschaulichen Aussagen sind wichtig, damit sich der Einzelne als Teil des Transformationsprozesses sehen und verorten kann. Noch haben wir tatsächlich zu wenige dieser Bilder.

Ein weitere Teilantwort lautet aus meiner Sicht: Wir machen zu wenig deutlich, dass Transformation mit einem Perspektivwechsel beginnt: Die Menschen, also wir und unser Verhalten müssen ins Zentrum des Problemverständnisses wie auch der Lösungssuche gestellt werden.

Der Naturwissenschaftler Christoph Kueffer schreibt in dem Zukunftsblog der ETH Zürich: Einer der wichtigsten Gründe für den ausbleibenden Wandel liege darin, dass wir noch immer denken, Umweltprobleme betreffen nur die Umwelt, uns Menschen jedoch nicht. Für ihn ist die Umweltkrise im Kern eine gesellschaftliche Krise der Desorientierung. Ich denke, es lohnt sich, darüber nachzudenken.

Stattdessen herrscht im Moment eine Art „Techno-Optimismus“: Statt gesellschaftlicher Innovationen diskutieren wir auf der Lösungsebene vor allem technische Innovationen, in der Hoffnung, auf diesem Weg die planetaren Grenzen (wieder) einhalten zu können. Die Stichworte reichen vom Rußpartikelfilter bis hin zu Geo-Engineering. Noch machen wir uns zu wenig bewusst, dass wir die aktuellen Herausforderungen mit derselben Denkweise lösen wollen, durch die sie entstanden sind.

Beim Blick auf den aktuellen Diskurs über gesellschaftlichen Wandel fällt außerdem auf, dass Kommunikationsprozesse und Fragen der Wissensaneignung bis hin zu einer Differenzierung zwischen unterschiedlichen Wissensformen bislang zu wenig thematisiert werden. Das ist tatsächlich bemerkenswert, denn Wissen ist eine grundlegende Voraussetzung für gelingende Transformationsprozesse.

Daher wollen wir uns heute intensiver mit der Frage beschäftigen, unter welchen Voraussetzungen Wissen zu einem anderen Handeln führt und welche Rolle die Medien hierbei spielen. Die Key Notes von Max Vetter und Imke Hoppe werden diese Frage aufgreifen. In den am Nachmittag folgenden Werkstattgesprächen wollen wir die Leerstellen im Themenfeld Transformation, Wissen und Kommunikation benennen und füllen oder wenigsten doch genauer nachzeichnen. Für diese Gespräche möchte ich zwei Thesen formulieren:

Meine erste These lautet:

Der gesellschaftliche Wandel kommt nur langsam voran, weil wir ein Wissensproblem haben. Das gesellschaftliche Projekt „Nachhaltige Entwicklung“ ist hoch komplex: Produktion, Konsummuster und Lebensstile müssen so verändert werden, dass wir uns zukünftig innerhalb der planetaren Grenzen bewegen.

Dieser Wandel ist in der Menschheitsgeschichte nahezu einzigartig: Der Wissenschaftliche Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU) sieht nur zwei Parallelen: den Übergang von der Jäger- und Sammlergesellschaft zur Ackergesellschaft in der Jungsteinzeit sowie die industrielle Revolution. Noch fehlt eine umfassende Theorie, um den Wandlungsprozess dieser Art angemessen verstehen, beschreiben und gestalten zu können.

Aber so viel wissen wir: Die CO₂ Emissionen müssen entschieden sinken, um den Treibhauseffekt in Grenzen zu halten. Wir wissen auch, dass wir unsere Mobilität und unser Konsumverhalten verändern müssen. Aber um auf dem Weg zu einer klimaverträglichen Gesellschaft voranzukommen, brauchen wir nicht nur verlässliches Exper-

tenwissen, das uns zum Beispiel den Zusammenhang zwischen unserem Lebensstil und dessen Auswirkungen auf die Umwelt deutlich macht. Wir müssen auch wissen, in welche gesellschaftlichen Veränderungen wir dieses Wissen übersetzen müssen.

Dieses Handlungs- oder Transformationswissen fehlt an vielen Stellen noch. Suchen wir beispielsweise nach wirkungsvollen Maßnahmen, um die Flut an Verpackungsmüll einzudämmen, dann müssen wir verschiedene Politikebenen und eine Vielzahl an Akteuren mit unterschiedlichen Interessenlagen in den Blick nehmen. Zwischen allen besteht ein enges Beziehungsgeflecht, mit Wechselwirkungen und nicht immer transparenten Kausalitäten und Handlungsfolgen.

Diese hochgradige Komplexität, verbunden mit Pfadabhängigkeiten und eingebettet in bestehende Machtverhältnisse führt dazu, dass Wissenschaft allein dieses notwendige Transformationswissen nicht erarbeiten kann. Es braucht die Zusammenarbeit mit Akteuren der Zivilgesellschaft, Politik und Wirtschaft – also transdisziplinäre Forschungsprozesse.

Und schließlich müssen wir je nach Fragestellung zwischen unterschiedlichen Formen von Wissen unterscheiden. In der Nachhaltigkeitsforschung unterscheiden wir zwischen Orientierungswissen, Systemwissen und dem eben bereits angesprochenen Handlungs- oder auch Transformationswissen. Diese Begriffe möchte ich zusammenfassend kurz erläutern:

- Auf einer normativen Ebene brauchen wir Orientierungswissen um die Frage beantworten zu können: „Was sollen wir tun bzw. Was wollen wir erreichen?“ Dieses Wissen ist wichtig, um unterschiedliche Ziele vergleichen und bewerten zu können oder um unterscheiden zu können zwischen Wünschenswertem und weniger Wünschenswertem.
- Auf der deskriptiven Ebene benötigen wir Systemwissen, um besser zu verstehen, was ist. Hier geht es vor allem um methodisch geleitetes Wissen (vorwie-

gend wissenschaftliches Wissen) für ein besseres Verständnis komplexer Wirkungszusammenhänge und ihrer Genese.

- Fragen zur Genese und möglichen Entwicklung eines Problems und seiner lebensweltlichen Interpretationen.
- Auf der operativen Ebene brauchen wir das bereits angesprochene Transformationswissen, um die Frage zu beantworten „Was können wir tun?“ Dieses Wissen ist zentral, wenn wir uns fragen, welche Lösungen funktionieren tatsächlich in der Praxis? Hier geht also um Machbares und nicht bloß um Wünschenswertes.

Meine zweite These lautet:

Der gesellschaftliche Wandel kommt nur langsam voran, weil wir ein Kommunikationsproblem haben. Gute Kommunikation ist eine grundlegende Voraussetzung für gelingende Veränderungsprozesse, denn Wissen kann nur kommunikativ vermittelt werden.

Es ist daher wichtig, sich mit den Hindernissen auseinanderzusetzen, auf die Kommunikation stößt. So wissen wir, dass sprachlich-mediale Barrieren, aber auch eine mangelnde Sensibilität für die Wissensbedürfnisse der Zielgruppe verantwortlich sind für erfolglose Kommunikation.

Wir müssen uns auch vergegenwärtigen, dass Kommunikation zwar zentral ist in Veränderungsprozessen, aber kein Allheilmittel. Wir unterschätzen häufig sog. Pfadabhängigkeiten, ebenso wie das bewusste Festhalten an lieb gewordenen Strukturen oder schlicht die Angst vor dem Unbekannten. Hier braucht es ganz spezielle Formen der Kommunikation, aber vor allem begleitende Anreize und Rahmungen.

Was heißt das jetzt für unser Thema heute? Wissensaneignung ist keine ausreichende Bedingung für ein verändertes Verhalten. Wichtig ist daher, dass wir uns zukünftig noch stärker mit dem Dreiklang aus Wissen, Kommunikation und Lernen beschäftigen.

Wir müssen uns außerdem anschauen, was wir aus anderen Fachgebieten lernen können, etwa dem Change Management in Unternehmen, der Didaktik oder auch der Entwicklungszusammenarbeit.

Und wir sollten uns vergegenwärtigen, dass unsere Vorstellungen über unsere physische Umwelt vor allem medial vermittelt werden: Die für uns relevante Umwelt besteht vor allem aus medial vermittelten Nachrichten und Bildern. Auf diese Aspekte gehen wir u.a. in unseren Werkstattgespräch „Veränderung gestalten: Lernen, Wissen, Kommunikation“ am Nachmittag ein.

Im Rahmen dieser – wir nennen es Wissenskommunikation – spielt die Wissenschaftskommunikation eine wichtige Rolle. Daher ist es gut, dass die Politik der Wissenschaftskommunikation aktuell viel Aufmerksamkeit widmet und dass Wissenschaftskommunikation nicht mehr nur als bloßer Annex der Wissenschaft wahrgenommen wird.

Was es für die Wissenschaftskommunikation bedeutet, wenn sie nicht mehr nur ihren ur-eigenen Zielen (Legitimation, Information, Reputation) verpflichtet ist, sondern sich auch in den Dienst der sog. Große Transformation stellen soll, wollen wir u.a. im Werkstattgespräch Wissenschaft und Wissenschaftskommunikation in Transformationsprozessen diskutieren. Daher möchte ich hier nur einige wenige Gedanken skizzieren:

Zu den Kernaufgaben der Wissenschaftskommunikation gehört es, über die Ergebnisse der Forschung zu berichten und damit einen Beitrag zur Legitimation von Wissenschaft zu leisten. Und natürlich darf und soll Wissenschaftskommunikation dazu beitragen, eine positive Reputation der Forschungseinrichtung aufzubauen. Und auch dies ist eine wichtige Rolle von Wissenschaftskommunikation: Lust machen auf Forschung und für die zentrale Aufgabe von Wissenschaft werben: nämlich einen Beitrag zu leisten zur Selbstaufklärung der Gesellschaft.

Aber was bedeutet es – und hier sage ich ganz bewusst für unsere Arbeit – wenn wir jetzt auch noch so kommunizieren sollen, dass die Gesellschaft nachhaltiger wird? Wie kann das gehen? Ist das nicht eine Überforderung? Vor allem angesichts veränderter Kommunikationsmuster und des Wandels unseres Mediensystems.

Auch hierauf müssen wir einen Blick werfen: Das angestammte Gegenüber der Wissenschaftskommunikation, der Wissenschaftsjournalismus, steckt in der Krise und kann seine ureigene Aufgabe, nämlich über Forschungsergebnisse und über Entwicklungen und Diskurse in Wissenschaft und Forschung zu berichten und in einen Kontext einzubetten, immer weniger nachkommen. Und wir müssen uns mit den meinungsbildenden Dynamiken sozialer Netzwerke auseinandersetzen und damit, wie sie unsere Kommunikation heute prägen. Wichtige Positionen hierzu hat etwa der Siggener Kreis u.a. in den Siggener Impulsen 2017 – „Wissenschaft braucht Courage“ formuliert.

In unserem dritten Werkstattgespräch wollen wir uns mit dem Themenfeld Wissenschaftskommunikation und Politik beschäftigen. Hier fragen wir u.a., welche Rolle die Politik einnehmen kann und soll – in einem sich ändernden Umfeld für die Wissenschaft und die Wissenschaftskommunikation: Was kann Politik, als ein zentraler Akteur der Forschungsförderung, in einem sich für die Wissenschaft und Wissenschaftskommunikation ändernden Umfeld tun, um ein gutes Arbeiten der Wissenschaftskommunikatorinnen und -kommunikatoren zu ermöglichen? Und wir wollen fragen, mit welchen Vorstellungen und Erwartungen Wissenschaftler und Politikerinnen aufeinandertreffen?

In den während der Mittagspause angebotenen Lunch-Talks möchten wir ihnen schließlich die Möglichkeit bieten, einzelne Formate der Wissenskommunikation kennenzulernen und sich mit Ihnen kritisch auseinanderzusetzen.

Ich freue mich sehr auf diesen Tag, auf das gemeinsame Diskutieren und Nachdenken und wünsche Ihnen und uns einen anregenden Austausch. Vielen Dank!